

Wer kennt nicht Monte Cassino, die hochgelegene Feste des hl. Benediktus? Da bewahrt man noch jetzt ein kostbares Archiv, in dem vorzüglich der Deutsche zahlreiche Dokumente seiner alten Kaiser findet. Ein Deutscher, Dom Bonifaz Maria Krug, waltet hier als Erzabt und ein gelehrter Benediktiner vom alten Schlag, Dom Ambrogio M. Amelli, macht dem Gast die Arbeit im Archiv zur Freude. Der Deutsche fühlt sich da bald wie zuhause. Da findet er die Monumenta Germaniae (die er auf dem römischen Institut vergeblich sucht), von Kaiser Wilhelm dem von ihm besonders geschätzten Abt Luigi Lotti verehrt, da findet er eine Konstitutionsbibliothek, die dem Studenten des Langobardenhistorikers Paulus Diaconus gestiftete Paolina, welche jüngst durch eine Stiftung unsres Kaisers eine sehr erhebliche Vermehrung erfahren hat, da findet er so viele Erinnerungen an die Heimath und an deutsche Gelehrte. Wo sind die Gerbert und Bethmann, die hier einst die deutsche Geschichtswissenschaft so würdig vertreten haben?

Wichtige Monumente zur Geschichte der Langobarden enthält vorzüglich das Archiv des Klosters La Cava, der Alfansugrotte oberhalb Salernos. Auch hier ist die unter dem Abt Dom Benedetto Bonazzi stehende Verwaltung musterhaft und die Ordnung des Archivs vorzüglich. Ein drittes Zentrum der Benediktiner ist Subiaco, hoch oben im Aniothal. So reich wie die Archive von Monte Cassino und La Cava ist nun freilich das von S. Scolastica nicht, immer aber freut sich der gelehrte Besucher des echt benediktinischen Geistes und des wackeren Priors Dom Leone Modi. Zu jenen dreien gesellt sich S. Pietro bei Perugia mit einem für das ältere Mittelalter höchst bedeutenden Archiv. Auch das Abteiarhiv von Nonantola kann man in diese Gruppe rechnen, obwohl die alte Langobardenabtei längst aufgehört hat Kloster zu sein; aber das Archiv wird noch in dem alten Lokal aufbewahrt. Kleinere Klosterarchive befinden sich noch in der Trappa di Casamari, in der Certosa di Trisulti, in der Certosa di Calci und anderswo.

Wer möchte so barbarisch sein, diesen ehrwürdigen Siken klösterlicher Frömmigkeit und Gelehrsamkeit die Archive zu entziehen, die die Mönche durch so viele Jahrhunderte treuer bewahrt haben als die Bischöfe und Kapitel die ihren und zuweilen auch besser als der Staat die seinen?

(Schluß folgt.)

Heinrich v. Kleist als Journalist.

Geschichtsforscher brauchen keine Geschichtsschreiber zu sein. Geschichtsschreibung ist reine Kunst. Wem dazu kein Talent in die Wiege gelegt worden ist, der wird trotz allen Auswendigwissens und Archivstudiums vor dem angesammelten Material entweder rathlos stehen, oder falls er die Bearbeitung wagt, Unzulängliches leisten. Schade um den schönen Marmorblock, der unter unberufene Meißel kommt. Es erscheint nicht alle Tage ein Michelangelo, um den verhaunenen Stein zu erretten.

Gar Mancher, der die Gabe der Geschichtsschreibung hat, wird sich die freudige Ausübung dieser Kunst heute versagen, weil die Geschichtsforschung noch nicht das ihm nöthige Material herangeschafft hat. Um so betrübender ist es, wenn Jemand mit großem Fleiß und Geschick neues Material zu sammeln weiß, aber dieses dann unkünstlerisch bearbeitet.

Das gilt in ganzem Umfang von dem soeben erschienenen Buche Dr. Reinhold Steigs über Heinrich v. Kleist.¹⁾ Die künstlerische Fähigkeit, den Stoff zu beleben, sich mit voller Seele in alle handelnden Personen hineinzuversetzen, fehlt dem Verfasser in derartiger Vollständigkeit, daß er nicht einmal bei Fertigstellung seines Registers auf den Gedanken gekommen ist, für seine Personen die Rubrik „Charakter“ oder „Charakteristisches“ zu eröffnen.

¹⁾ Heinrich v. Kleists Berliner Kämpfe von Reinhold Steig. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann 1901. Preis 12 M.

Er sucht diesen Mangel durch eine unbegrenzte Hochachtung und Freundschaft für die Gelden seines Buches zu ersetzen.

So kommt es, daß er 695 Seiten über und im Zusammenhang mit Kleist schreibt, daß er als sorgfältiger Sammler viel Material zur Kleist-Tragödie beibringt, aber im Grunde keine Erkenntniß und Vorstellung von dem Stoff hat, den er in Händen hält. Wie es in Kleists Innern aussehen mußte, davon dämmert in Grn. Steigs Seele keine Ahnung.

„Es ist eine irrige Geschichtskonstruktion,“ so sagt er im Vorwort, „als gleiche die Reihe seiner (Kleists) Berliner Tage einem späten Absinken zur allerletzten Stufe, von der nur noch der Absturz in die Tiefe übrig blieb. Nicht als ein dem Verhängniß verfallener Mann, nein, frisch und gesund erschien er unter den Seinigen in Berlin, findergut, arm und fest.“ „Keine Empfindelei, wie die der Verse auf seinem Grabstein, soll uns den kräftigen Wiederhall der Schritte verdrängen, mit denen er durch die Straßen der preußischen Hauptstadt schritt.“ „Kleist lebte seine beiden letzten arbeitsvollsten Jahre in Berlin.“ Er und seine Freunde vertheidigten das historische Prinzip gegen den ungeschichtlichen Geist der Revolution und bekämpften die Berliner Aufklärung, das Produkt französisch-jüdischer Ideen. Sie forderten christliche Frömmigkeit und den Krieg gegen Napoleon als Nationalangelegenheit. „Als publizistisches Kampforgan setzten sich gegen alle Widerstände die (von Kleist redigirten) Berliner Abendblätter durch.“

Das sind die Bekämpfungen, die Hr. Dr. Steig gern beweisen möchte. Sie sind aber, so weit sie in Anführungsstrichen gegeben sind, unhaltbar. Es ist ihm augenscheinlich ebenso peinlich wie den meisten anderen Leuten, den fürchterlichen Kampf mit dem Hunger begleiteten Schicksal zu verfolgen, den Kleist durch Erniedrigung vor sich und Anderen in Berlin führen mußte.

Das Moment des seelischen, körperlichen und geistigen Leidens wird von Steig deshalb gedämpft, der Niedergang geradezu geleugnet. Wo die herbsten Schläge — wie z. B. die Erbroßlung der Abendblätter — festgestellt wird, geschieht das mit genau der gleichen Geschäftsmäßigkeit, ja mit viel geringerem Antheil, wie bei kritisch philologischer Ableitung irgend einer Anekdote oder von Kleist ausgediebnener Zeitungsnotiz.

An „Empfindelei“ leidet Hr. Steig nicht. Und das Programm, das er den Empfindungsreichen, die bei dem Namen Kleist der Menschheit ganzer Jammer anfaßt, entgegenstellt, das widerlegt er selbst aufs trefflichste durch sein Material.

Dieser Widerspruch von thatfächlicher und gewollter Wirkung wird sich bei denen am stärksten einfinden, die das thun, was Steig nicht thut: nämlich zu dem neuen Material das alte hinzunehmen und die Kleists eigenen Aeußerungen immer mehr Gewicht beilegen werden als denen Dritter und Viertes über ihn.

Aus Steigs unchronologisch aufgebaute Darstellung weht uns wohl die Luft der damaligen Zeit entgegen, ein Bild aber von den Kämpfern wird kein Mensch erhalten. Ihm fehlt jede Plastik.

Wäre dem nicht so, so müßte ihn schon allein die Thatfache, daß Kleist in Berlin ausgesprochener Journalist war, von seinen Behauptungen abgebracht haben. Dann würde das Buch statt mit obigen Sätzen mit der Erwähnung begonnen haben, daß Kleist alle die Werke, die seinen Namen an die Sterne getragen haben, bereits geschrieben hatte, als er im Frühjahr 1810 nach Berlin kam — vielleicht mit Ausnahme der letzten Szenen des Prinzen von Homburg. Zweifelloß brachte er aber auch den Plan zu ihnen aus Böhmen mit und vollendete das ganze Werk in den ersten Wochen des Berliner Aufenthalts. Daran hätten sich die Fragen reihen müssen: Was trieb Kleist nach Berlin? Was bedeutete für Kleist die Thatfache, daß er der alleinige Redakteur einer „idealen Wurstzeitung“, „die eine Menge ganz köstlicher Anekdoten enthält“, wurde? Von alle dem finden wir nichts und doch bringt gerade Steig diese herbe und treffende Charakterisirung der Abendblätter